



Rehe im Oktober / Phot. Heinz Jagusch

Eine Bilanz U. EBELING

Im Juli vor siebzehn Jahren habe ich jenes Revier übernommen, in dem ich mich heute noch betätige: Eine Eigenjagd von 112 ha, die sich in 84 ha Feld, 13 $\frac{1}{2}$ ha Wiese, 13 $\frac{1}{2}$ ha Wald und 1 ha Wasser aufteilen. Landschaftlich ein sehr reizvolles Gebiet, in sich fast in der Form eines Kreises geschlossen.

Damals war das auch ein doppelter Neubeginn für mich. Es war die Zeit nach dem Kriege, in der den Deutschen die Jagdhoheit zurückgegeben wurde. Ich mußte außerdem festen Fuß in einer mir bisher nicht bekannten Landschaft fassen, weil auch mir der Krieg den Heimatboden unter den Füßen fortgefegt hatte.

Siebzehn Jahre sind eine lange Zeit. Die nähere Umgebung des Reviers hat eine beachtliche Strukturveränderung erfahren seit 1953. Aus dem Bauerndorf ist ein Industrieort geworden. Wohnblocks entstanden, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt. Ehemalige Kiesstraßen sind Asphaltbahnen geworden.

Im Revier sind aus zwei Hektar Wald Getreideäcker geworden. Ein Alteichenbestand ist den Weg allen Holzes gegangen, einen Fichtenstangenholzbestand hat der Sturm 1962 verschlungen, ein anderer Fichtenwald, im Wachstum unbefriedigend, wurde vorzeitig genutzt. Die freien Flächen sind dann von mir mit Hilfsvölkern vom Hof und aus der Stadt, die in jenen vergangenen Zeiten noch aufzutreiben waren, aufgeforstet worden. Aus den Kulturen sind heute gutwüchsige Dickungen geworden. Fichte, Lärche, Esche und Pappel sichern dem Hof auch für die Zukunft einen bescheidenen Holzvorrat. Wenn nun nach siebzehn Jahren eine Jagdbilanz aufgestellt werden soll, so möchte ich diese mit dem Rehwild beginnen.

Da muß zunächst festgehalten werden, daß in solch kleinem Revier überhaupt nicht von bodenständigem Rehwild gesprochen werden kann, von solchem Wild also, das die Reviergrenze kaum je überschreitet. Bodenständiges, d. h. also „eigenes“ Wild kann es nur in Revieren größeren Ausmaßes

geben, etwa von 400 ha an aufwärts. Da gibt es dann also Böcke, die man unter Kontrolle hat, deren Entwicklung man alljährlich verfolgen und beobachten kann. Im Kleinrevier ist das nur dann möglich, wenn sich die Nachbarn verständigen und auf diese Weise einen größeren Bezirk schaffen. Ansonsten ist eben alles Wild Wechselwild. Das bringt für die Revierinhaber gar manche Überraschung ein. Es tauchen plötzlich Böcke auf, die man kaum je gesehen hat, es verschwinden aber auch oft Böcke auf Nimmerwiedersehen, mit denen man sich eingehender beschäftigt hat.

Selbst innerhalb eines Sommers finden häufige Verschiebungen statt, was oft mit der Fruchtfolge und der Wiesenmahd dies- und jenseits der Reviergrenzen zu erklären ist.

Mein kleines Paradies ist von zwei Eigenjagden und einer Gemeindejagd umgeben. Erstere liegen auch bei hundert Hektar, letztere hat etwa fünfhundert. Wenn der Jagdherr meines Reviers seine Wiesen und Kleeschläge früher mäht als jene hinter den Grenzen, bedeutet das mindestens so lange eine Einstandsverschiebung der Rehe, bis auch drüben die Wiesen dran sind. Dann sproßt diesseits der Grenze vielleicht schon wieder der zweite Halm, und die Rehe sind wieder da. Es kommt auch manch unbekanntes Stück dazu.

Revier solch bescheidener Größenordnung sind in Schleswig-Holstein nicht selten. Die Jäger müssen großzügig, sie dürfen keine „Gnietschköpfe“ sein. Es sollte keiner den anderen schein anblicken, wenn dieser einen Bock geschossen hat, den jener auch gern gehabt hätte. Ich habe die vielerlei Überraschungsmomente bei der Jagd auf den Bock, die sich einem in Verhältnissen der geschilderten Art bieten, immer als besonders freundlich empfunden. Andererseits werde ich nicht unfreundlich, wenn ein Bock nicht mehr erscheint, für den ich mich interessierte. Man ist nicht allein auf dieser Welt. Wie sieht der Abschlußplan eines solchen Reviers aus?

Gewiß, es lassen sich die Häupter der Lieben während der Zeit des Fütterns gut zählen. Ich pflege im Winter gut, reichlich und lange zu füttern. Es kann nicht ausbleiben, daß sich besonders mit Rücksicht auf den geschlossenen Waldbestand inmitten des Feldes im Winter mehr Wild einstellt als im Sommer vorhanden ist. Man kann das, was sich an den Futterplätzen tummelt, nicht als Bestand angeben, wenn man nicht unanständig sein will. Ich habe mir zur Norm gemacht, als Grundlage für die Abschlußplanung das einzusetzen, was im Mai auf den Wiesen und Kleeschlägen zu zählen ist und im Frühjahr sich noch zeigt. Mit etwas Fingerspitzengefühl, unter Berücksichtigung von Ausfällen durch den Straßenverkehr und Winter, muß man zu vertretbaren Zahlen kommen.

Unter dieser Perspektive habe ich jedes Jahr einen „Bestand“ von 18 bis 22 Stück Rehwild zur Grundlage der Abschlußplanung gemacht. Auf dieser Basis wurden von Juli 1953 bis zum 10. Juni 1970 geschossen: 38 Böcke und 47 Ricken und Kitz. Die Gesamtstrecke der Böcke ergibt 2,2 Abschüsse, die der Ricken 2,7 je Jagdjahr. Manches Jahr wurden drei Böcke, manches Jahr wurde nur einer geschossen. Der Jahresdurchschnitt von vier bis sechs Stück Rehwild erscheint unter den geschilderten Verhältnissen ein vertretbares Maß.

Von den Böcken gehören zwölf in die Klasse der Knopfböcke, das sind 34 Prozent der Gesamtstrecke in siebzehn Jahren. Acht Gehörne stammen von Böcken mit abnormer Hauptzier, das sind 21 Prozent der Gesamtstrecke. Der Rest ist mäßiger, aber nicht uninteressanter Durchschnitt, wie er für unsere Gegend üblich ist: kein Gewicht mit mehr als zweihundert, die allermeisten unter hundertachtzig Gramm.

Ich habe für den Leser drei Gruppen von Gehörnen im Bild festgehalten, ohne Anspruch auf künstlerisch einwandfreie Aufnahmen zu erheben. Beginnen wir mit Abbildung 1. Die vier Knopfgehörne sind Muster von zwölf dieser Art. Es ist mir immer ein großes Anliegen gewesen, Böcke mit solcher „Zier“ so schnell wie möglich aus dem Revier zu entfernen. Es handelt sich in allen Fällen um Böcke, die das Gewicht von zehn Kilo nicht erreichten. Sie haben keinerlei Zukunft.

Ich wage zu behaupten, daß eine nicht unerhebliche Zahl von Zunftgenossen die Knöpfe solcher Böcke, wie an den Beispielen in der unteren Reihe links und rechts zu ersehen, nicht erkennt. Man muß nämlich auch mit einem guten Glas schon sehr genau hinschauen, um zu erfahren, daß da zwischen den Lauschern sich etwas abhebt.

Leider werden die Gebilde dieser Böcke nicht überall vom Abschlußplan abgesetzt, also nicht auf den Abschluß angerechnet. Da hat nicht nur jedes Land, sondern auch fast jeder Kreis seine eigene Meinung. Die Folge ist, daß es in vielen Kreisen keine Knopfböcke mehr gibt. Sie sind ausgestorben, weil sie verschwiegen oder nicht geschossen werden. Das ist sehr schade. Ich bin fest davon überzeugt, daß es weit mehr Knopfböcke gibt, als bei den Trophäenschauen zu sehen sind.

Um das Bild aufzulockern, habe ich das Gehörn eines Bockes hinzugenommen, dessen Alter kaum noch feststellbar ist. Die Zähne sind bis auf die Wurzeln abgeschliffen; der Bock, den ich am 16. August 1957 schoß, mag das zwölfte Lebensjahr weit hinter sich gehabt haben. Es ist schade, daß er nur ein Einstangler war. Die mächtigen Rosen auf daumendicken Rosenstöcken hinterlassen einen nachhaltigen Eindruck.

Von diesem Gehörn nur möchte ich kurz die näheren Umstände der Erbeutung schildern. Der Bock hatte sich hinter dem Karpfenteich im Grenznick eingestellt. Abends drückte er sich stets nur im Schatten des mit Buscheiche, Hasel und Eberesche bewachsenen Knicks herum. In die Wiese trat er bei Licht nicht aus, es sei denn, daß er mal einen anderen Bock in wildwütiger Hatz von dannen jagte. Das habe ich etliche Male miterlebt, aber dabei keine Gelegenheit zum Schuß gefunden, weil der Bock jedesmal hochflüchtig wieder in den Schutz der Deckung zurückging. Ich konnte ihn nur aus der Deckung beschließen, die mir der Busch- und Baumbestand des Teichdammes boten. Vom Teich bis zum Knick sind es gute hundert Meter. Weil unmittelbar hinter dem Knick die Grenze verläuft, wollte ich den an und für sich leichten Schuß zum Knick nicht tun. Ich wehre mich dagegen, Wild mit der Kugel Zentimeter vor der Grenze zu beschließen.

Ich habe seinerzeit fast den ganzen Juni hindurch beinahe

tagtäglich abends am Teich gegessen, teils in Begleitung meiner Frau. Der Bock ließ sich jedesmal betrachten. Die lächerlichen knapp 15 Schritt in die Wiese hinein, die ich mir für den Schuß als Norm gesetzt hatte, tat er nicht bei Büchsenlicht.

Ich fuhr in den Sommerurlaub und war sicher, den Bock nicht mehr wiederzusehen. Als ich dann im August nach wochenlanger Abwesenheit wieder im Revier war, waren die Getreidefelder leere Stoppeln, die Wiesen nach dem zweiten Schnitt auch wieder kahl. Aber zwischen Wald und Teich, von diesem und jenem vielleicht je hundertfünfzig Meter entfernt, lag damals ein langer und schmaler Runkelrübenschlach mit einem hoch ins Kraut gewucherten Blätterwald.

Gegen achtzehn Uhr stand ich an jenem Sonntag am Teich. Klarer Himmel, eine grelle Augustsonne lastete über dem Land, die Schwüle des Tages machte schwere Glieder. Ich wußte mir keinen anderen Plan, als mich am Waldrand anzusetzen und auf Wild zu warten, das vielleicht in die Rüben ziehen könnte. An den Einstangler dachte ich nicht. Ich hatte im Urlaub einen Bock geschossen, hier im Revier noch keinen, was nun in der nächsten Zeit korrigiert werden sollte.

Ich wollte quer über das Feld zum Wald. Als ich frei auf der Roggenstoppel stand, vom Runkelfeld achtzig Meter entfernt, fiel mir in den Rüben ein eigenartig grellroter Fleck auf. Ähnlich auffällige Farbkleckse bieten Runkelschläge, die im vollen Sonnenlicht liegen, häufig. Und doch, ich stutzte. Irgendwie hatte ich ein merkwürdiges Gefühl des Beobachtetwerdens.

Mit dem Glas vor den Augen suchte ich den roten Flecken im Rand des Rübenfeldes und blickte in ein Rehgesicht mit wirklich altersgrauer Maske, „Brillenrändern“ um die Lichter und einer dicken aufragenden Stange. Der Einstangler! Sicher muß ein Reh so alt werden, wie dieser Bock, um eine so vollendete Altersmaske zu zeigen. Der Bock stand geduckt, er wollte sich im Schutz der Rübenblätter unsichtbar machen. Der rote Klecks, der mich hatte aufmerken lassen, war ein gut handtellergroßer Teil der Blattpartie. Das konnte ich mir mit dem Glas einwandfrei zusammenbuchstabieren. Dorthin also mußte ich die Kugel setzen.

Der freihändige Schuß mittels Zielfernrohr ist für den eine faule Sache, der darin keine Übung hat. Ich ließ den Rucksack zu Boden gleiten, legte den Sitzstock dazu, nahm das Zielglas von der Büchse und tat es auf den Rucksack. Und das schien mir schon alles zu lange zu dauern. Über Kimme und Korn suchte ich den roten Punkt zwischen den Blättern und tippte den eingestochenen Abzug an.

Dieser Bock, dem ich sein Urväterhaupt aus den Blättern hob, hat mir eine überaus große Freude bereitet. Es war eine Pause gehobener Stimmung, wie sie einem nur in Abständen und auch nur in bescheidener Zahl geboten wird, als ich mir die damals noch zuständige Zigarette genehmigte.

Die Kronen der Abnormen zeigt Abbildung 2. Dazu einige ergänzende Angaben: Obere Reihe von links nach rechts: sechsjährig – dreijährig – vierjährig, kaum handtellergroße „Schrumpfleber“ – dreijährig. Untere Reihe von links nach rechts: achtjährig, ehemaliger Knopfbock?, sehr gering im Wildpret – zweijährig, als Kitz rechter Hinterlauf beim Mähen unter dem Kniegelenk abgeschlagen, als Jährling geforkelt, Forkelstich im Bild auf linker Schädelseite erkennbar – dreijährig – dreijährig, nur eine Brunftkugel, verkümmerte Nieren.

Abbildung 3 zeigt eine Gruppe der erfreulich starken Gehörne, die ich deshalb zusammengestellt habe, weil sie, wie mir scheint, alle ein gewisses „Familienmerkmal“ erkennen lassen. Die linken Stangen dieser Gehörne (im Bild also die rechten) ragen steiler nach oben, während die rechten vom Rosenstock aus mehr den Drang nach außen haben. In der oberen Reihe stammt die mittlere Krone von einem über zehnjährigen Bock, die Träger der beiden äußeren Gehörne waren etwa achtjährig.

Die beiden unteren Kronen stammen von fünfjährigen Böcken. Der Träger des linken Gehörns ist ohne Zweifel jener gewesen, der den Bock des Gehörns in Abbildung 2 geforkelt hat. Die Spitze der rechten Stange, sie hat nur noch den Vordersproß, paßt haargenau in den Schädelstich des Geforkelten. Beide Böcke standen in der gleichen Kultur, den Missetäter habe ich im Winter vor dem Jagdjahr, in dem ich ihn schoß, fast täglich an einer Fütterung gehabt. Beide Böcke,

den doppelt Blessierten und den Besseren, schoß ich auf derselben Kultur vom selben Hochsitz aus, beide in Begleitung und Anwesenheit von Bekannten, die als Nichtjäger auch mal etwas im Revier erleben wollten. Der Blessierte wurde ein Jahr nach dem Besseren geschossen.

Bilanzen soll man lesen und deuten können. Da kann man auf Grund dieser über einen doch recht langen Zeitraum aufgestellten Übersicht sagen, daß das Rehwild der fraglichen Gegend eben wenig Veranlagung zu besserer Gehörnentwicklung hat. Das beweisen auch die Trophäen im Hegering, die man ja jedes Jahr unter die Lupe nehmen kann. Das liegt beileibe nicht daran, daß die Böcke nicht alt werden. Auch dafür liefert die Gehörnschau im Hegeringbereich den Beweis. Das Gros der Jäger gibt sich beim Aussuchen dessen, was zu schießen ist, wirklich alle Mühe.

Ich darf auch für mich in Anspruch nehmen, daß ich mir den Abschluß sowohl der Böcke als auch der Ricken nicht leicht gemacht habe. Oft war des Simulierens und Zögerns zu viel getan, so daß ich statt der beiden im Plan stehenden Böcke nur einen schoß. Den Knopfböcken bin ich manchmal so blindbesessen nachgerannt, daß ich mich um den besseren Cavalier nicht kümmern konnte. Wer die Knopfböcke nicht bis spätestens Anfang Juni bekommen hat, wird sie meist für das anstehende Jahr verpaßt haben.

Die Veranlagung, bessere Kronen zu produzieren, hängt sehr stark von den Äsungsverhältnissen ab. Deshalb wird man in der Zukunft noch weniger erwarten können. Die Landwirtschaftsbetriebe werden immer radikaler spezialisiert, damit sie rentabel bleiben. Das Land liefert dem Reh eine beängstigend einseitige Äsung. So sieht es bei mir jetzt aus: Rübenanbau fällt ganz aus, Kartoffel nur noch für den Eigenbedarf des Hofes. Die Wiesen werden sehr zeitig kahlrasiert, bis Anfang Juni muß das erledigt sein, damit noch ein zweiter Schnitt erwartet werden kann. Das dauert dann, wenn man Glück hat und mit Regen zu rechnen ist, wieder vierzehn Tage bis drei Wochen, bis die neuen Gräser sprießen, die dem Reh zusagende Äsung bieten. Die Getreideschläge sind gespritzt, fast alles Unkraut also abgetötet. Die großen Maisschläge sind noch im Wachstum, auch sie werden von Unkräutern gesäubert.

Was bleibt für das Reh zur Äsung? Feldrain, Grabenränder, Knicks und Waldwege und -ränder. Das ist wenig, zu wenig zum Anäsen von überzeugenden Kronen. Dabei kann man höchstens alt werden, aber keine „Ertekronen“ aufsetzen.

Siebzehn Jahre sind auch im Kleinrevier für den Jäger mit reichlich viel positiven Größen verknüpft, die auf der Aktivseite der Bilanz wichtige Positionen darstellen. Man ist mit einem Fleckchen Erde vollkommen verwachsen, man ist Teil dieses Stückchen Landes geworden. Man lebt mit dem Wild, man erlebt das Wachsen der selbst angelegten Kulturen, man hat im engsten Bereich der Landschaft die Heimat gefunden in einer Weise, von der sich der Nichtjäger kaum eine Vorstellung

machen kann. Und da spielt dann die „Kapitalkrone“ nur noch eine untergeordnete Rolle.

Noch ein anderes Aktivum kann ich für mich verbuchen. Es ist kein Stück Wild zur Nachsuche gekommen, keines ist mir weiter als etliche zwanzig Schritte vom Anschuß gekommen, die allermeisten Rehe lagen im Feuer. Drei Kugeln habe ich in der Berichtszeit in diesem Revier auf Rehe „anbei“ geschossen. Ich gestehe es offen, über diesen Erfolg bin ich sehr beglückt, auch weil sich kein Stück Rehwild länger hat quälen müssen.

Das gesamte Wild wurde mit der guten, verlässlichen 8×57 mit Teilmantel-Rundkopfgeschoß und 3,5 g Pulver R5 zur Strecke gebracht, kaum je mit stärkeren unansehnlichen Wildpretverwüstungen. Seit zwei Jahren verschieße ich aus einem Drilling die 7×65R, ebenfalls mit Teilmantel-Rundkopf von 11,2 g mit 3,2 g R2. Diese Patrone liefert zwar einen stärkeren Ausschuß, bannt aber auch jedes Stück auf den Anschußplatz.

Hase und Fasan sind in der Regel im Niederwildrevier jene, denen nach dem Rehwild das größte Interesse entgegengebracht wird. Für den Hasen ist das in Frage stehende Revier sehr naß, was ihn besonders im Herbst und in feuchten, frost- und schneefreien Wintern zum Abwandern auf nicht weit entfernte höhere und trockenere Feldpartien veranlaßt. So kommt es denn auch dahin, daß man im Frühjahr am Abend ein Dutzend und mehr Hasen zählen kann, einen erfreulichen Nachwuchs erwartet, besonders wenn die Monate des Setzens und Heranwachsens des Jungwildes günstig sind und doch zur Erntezeit enttäuscht wird. Die Hasen fehlen!

Das hat mancherlei Gründe. Es fällt ein Teil des Nachwuchses der Mähmaschine und dem Kraftwagen zum Opfer, in einem nicht schätzbaren Ausmaß. Ich bin davon überzeugt, daß die Zahl dieser Opfer, wäre sie für uns errechenbar, unsere Gemüter nachdrücklich erregen würde. Es ist bekannt, daß die Junghasen auch klimatischen Unbilden und dem Raubwild und -zeug einen beachtlichen Opferzoll zu entrichten haben. Und schließlich wird der Hasenbesatz auch periodisch von Seuchen gezehntet.

Es wurden in den siebzehn Jahren 145 Hasen im Revier geschossen. Das sind im Durchschnitt 8,5 im Jahr und bedeutet, daß manches Jahr mehr, manches weniger zur Strecke kamen. Dies nun mag manchen Leser nachdenklich stimmen. Er dürfte mehr erwartet haben. Ich hatte das Vergnügen, einige Male die jährlich stattfindende Treibjagd in der benachbarten Gemeindegagd (fünfhundert Hektar) mitzumachen. Es wurden zwischen fünfunddreißig und vierzig Hasen geschossen. Das entspricht dem, was ich für meinen Bereich errechnet habe.

Und dazu ein offenes Wort. Auf einer Jagd vom Ausmaß meines Reviers ist jeder Hase, der über zwölf bis allerhöchstens fünfzehn hinaus geschossen wird, aus hegerischen Gründen gänzlich unangebracht und mit Rücksicht auf die Nachbarn eine Rücksichtslosigkeit ohnegleichen. Wenn also auf so einer meinem Revier vergleichbaren Jagd fünfundzwanzig „Emils“

1. Die vier Knopfböcke und der Uralte 2. Die abnormen Gehörne (siehe Text) 3. Die erfreulich starken Kronen



geschossen werden, was mir, wenn's nicht Prahlerei war, versichert wurde, dann hat man eben rücksichtslos die Witterung ausgenutzt und auf Kosten von drei oder vier Nachbarn frühstückt und – was noch negativer zu Buch schlägt – den Besatz nachhaltig überfordert. Je nach Wind- und Wetterverhältnissen liegen die Hasen auf verschiedenen Breiten innerhalb eines recht beschränkten Raumes. Wer das weiß und auszunutzen versteht, kann einer ganzen Gegend übel mitspielen.

Die Bewirtschaftungsmethoden unserer Landwirtschaft und der moderne Straßenverkehr lassen es heute nicht mehr zu, daß wir unseren Hasenbesatz unbegrenzt anheben können. Bei allen nur denkbaren Hegemaßnahmen scheint das nicht mehr möglich zu sein, in Revieren, in denen die Situation so gelagert ist, wie ich sie geschildert habe. Und damit also haben die Revierbetreuer zu rechnen, das haben sie zu akzeptieren und die Jahresstrecke auch der Hasen unter Kontrolle zu halten.

Der Großteil der Hasen wurde beim Ansitz und beim stillen Drücken mit zwei bis drei Treibern, meist die eigenen Söhne, geschossen. Mancher mußte sein Leben auch beim Stöbern auf Fasanen lassen. Auf diese Art des Jagens verzichte ich nicht, weil sie mir viel mehr bietet als ein Großunternehmen mit einem Dutzend Treiberleuten oder stöbernden oder hetzenden Hunden. Ich räume ein, daß meine Art der Bejagung nur im kleinen Revier Anwendung finden sollte.

Ohne Zweifel wäre es möglich, auch auf hundertzwölf Hektar mit einem entsprechenden Aufgebot an Treibern und Jägern und bei günstigem Wetter mit einem Treibjagdunternehmen zwanzig und mehr Hasen zu schießen. Das könnte man sich vielleicht ein, zwei Jahre leisten. Wenn es die benachbarten Kleinreviere genauso handhaben wollten, wären die Bereiche schnell hasenleer, die Jäger aller Sorgen enthoben.

Als ich das Revier übernahm, gab es kaum Fasanen. Der Besatz war von den Besatzungsjägern bis auf den Grund abgewirtschaftet worden. Erst seit 1956 erschienen die ersten Fasanen an den Rehwildfütterungen, um sich dort ihren Anteil an den Eicheln zu holen. Ich gewöhnte sie schnell an für sie angelegte Futterstellen. Eine intensivere Bejagung führte ich erst seit 1960 durch.

Es wurden im Berichtszeitraum 170 Hähne geschossen. Daß es nicht mehr sind, ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß bei rund zweiundzwanzig Hektar Wiesen und Kleefeldern, die jedes Jahr gemäht werden, recht viel Gelege samt Hennen verlorengehen. Einen beängstigenden Aderlaß hatten die Fasanen vor fünf oder sechs Jahren über sich ergehen lassen müssen, weil im Revier zwanzig Gelege zerstört wurden. Das sind mindestens zweihundertdreißig Eier gewesen.

Für unsere Lapuze ist das Revier zu naß. Insbesondere der Wald sagt dem Kaninchen deshalb wenig zu. Weil der Besatz

gering ist, habe ich von der Myxomatose nichts gemerkt. Die Katzen sind es vor allem, die den Kaninchen die meisten Verluste beibringen, erstere nehmen ständig zu, was man gar nicht verhindern kann, wenn jedes Jahr neue Wohnsiedlungen entstehen. Alle streunenden kann man also nicht töten, weil man auf den Hof Rücksicht nehmen muß, auf dem die Katzen insbesondere wegen der Ratten gehalten werden, weil manche nicht erwischt werden und weil man einige unbeschossen laufen lassen muß, da die Mitmenschen als Zeugen sich über die „Hinrichtung“ entrüsten würden. Immerhin, mit 188 Stück haben mir und meinen Söhnen und auch mal einem Gast die Kaninchen mancherlei Freude eingebracht.

Auf der gleichen Stufe mit den Fasanen rangieren meine heißgeliebten Enten. Es wurden deren 144 geschossen. Der allergrößte Teil dieser Strecke entfällt auf meine Flinte. Es ist für mich immer eine Erbauung ganz erlesener Art, wenn ich mich am Abend an den Teich zurückziehen kann, um dort beim Abendzug die Einzeljagd auszuüben.

Einen hohen Prozentsatz der Gesamtnutzwildstrecke haben die Tauben mit 403 Stück geliefert. Eine zunächst nicht viel aussagende Zahl. Aber nur der wirklich passionierte, nimmermüde, nicht versnobte Jäger wird sich vorstellen können, was sich hinter dieser Zahl an Pürsch, Anschleichen und Lauern auf den Strichvogel verbirgt, wieviel frohe, erlebnisreiche Frühjahrsorgen damit verbunden sind. Nicht nur für mich. Auch meine Söhne haben an einem Teil dieser Tauben ihre Passion erweckt, ihre Pürsch- und Schleichkünste geübt und sind so echte Jäger geworden.

Am vierten Juli 1964 hat der Jüngste, damals elf Jahre und zwei Monate alt – die Tauben durften noch vom ersten Juli an geschossen werden –, seine erste, auf einer Kleestoppel äsende Taube geschossen. Mit der langen Zwölferflinte, die ihn an Länge fast überragte. Das war schon eine Sache!

Was bleibt noch einzusetzen in die Bilanz? Da sind ganze 26 Hühner zu erwähnen. Die Rebhendlin, wer will sie retten in einer Landschaft, wo jegliches Unkraut und damit die Hauptnahrung fehlt?

Und sieben Schnepfen hat es gegeben, drei beim Frühjahrszug, der bei mir nur sehr unregelmäßig stattfindet. Die anderen vier sind Herbstschnepfen, beim Drücken – dabei Dublette auf Hase und Schnepfe – und vor dem Hund geschossen.

Gemach, lieber Leser, auch Raubzeug und -wild sind registriert worden, beflügeltes und mit Branten bewehrtes, insgesamt 128, davon 47 Katzen. Marder, Iltis und Wiesel sind nicht mit Nachdruck bejagt worden, weil ich damit einen Wunsch des Jagdherrn respektiert habe. Diese drei der Marderfamilie zählt er zu den besten Rattenfängern, er ist ihnen überhaupt freundlich zugeneigt. Ich habe dafür viel Verständnis. Wir Menschen sollten uns wegen der Erhaltung der freilebenden Tierwelt mit Nachdruck an die eigene Nase fassen, wenn wir an das denken, was die moderne Zivilisation an Tieropfern fordert. Da haben wir also genug Probleme zu wälzen.

Daß ich dem horstenden Bussard keine Feder gekrümmt habe, das entspricht meiner eigenen Auffassung. Ich habe überhaupt noch keinen geschossen und bin mit diesem Verhalten den Ansichten meines Vaters gefolgt. Er hat als Forstmann ausgezeichnete Jagden, teils auch sehr gute Niederjagden in seinen Revieren gehabt, und er hätte jeden hinausgewiesen aus der Landschaft, der einen Bussard geschossen hätte (wie könnte auch ein Gast Wild beschießen, das ihm nicht ausdrücklich vom Jagdherrn freigegeben ist?! Schriftleitung). Die gleiche Auffassung habe ich meinen Söhnen eingepflegt, und ich möchte meinen, sie werden tun, was der Alte getan.

Ein zusammenfassendes Urteil mag der Bilanz folgen: Kleine Reviere, meist Eigenjagden, müssen mit mehr Sorgfalt und größerer Zurückhaltung „bewirtschaftet“ werden als größere Einheiten, wenn sie nicht zum Ärgernis für die Umwelt werden sollen. Die von mir berichteten Zahlen sind Streckenergebnisse, die in manchen anderen Revieren Jahresstrecken darstellen. Dort liegen dann gänzlich andere Flächengrößen und Landschaftsbilder vor. Sicher wäre es auch im Kleinrevier möglich, durch Aufwand an Kapital, Arbeit und Zeit sehr viel mehr Fasanen und auch vielleicht Enten zu schießen, indem man Aufzuchtvolieren einrichtet. Dann soll man aber nicht von einem freien Jagdrevier sprechen.

Türkentauben und Spatzen, liebenswerte Frechlinge / Phot. Klaus Jäkel

